
Europa – gemeinsamer Kulturraum vieler Völker?

Hans Maier

Wird es künftig so etwas geben wie eine gemeinsame europäische Kultur als tragendes Fundament für die Staaten im Osten und Westen, im Norden und Süden des Kontinents? Oder ist Europa als Raum einer gemeinsamen Kultur heute nur noch eine ferne Erinnerung? Werden die Europäer künftig ein gemeinsames Haus bewohnen – oder entsteht bestenfalls eine locker organisierte, nach unterschiedlichen nationalen Mustern angelegte Wohnsiedlung?

Mein Vortrag hat drei Teile. Zunächst frage ich ganz allgemein, was Europa ist, worin seine Eigenart besteht, wodurch es sich von anderen Kontinenten, anderen Kulturräumen unterscheidet (I). Zweitens soll nach spezifischen Kennzeichen der europäischen Kultur gefragt werden (II). Endlich drittens die aktuelle, uns unmittelbar betreffende Frage: Was ist von den kulturellen Traditionen Europas noch lebendig? Womit kann man auch in Zukunft rechnen, was ist unwiderruflich dahin (III)?

I. Was ist Europa?

Europa war nie ein eigener Kontinent aufgrund geographischer Gegebenheiten. Seine Einheit verdankt es der Geschichte. Die Abgrenzung nach Osten und Süden hin war immer unscharf: räumlich ist Europa eine Halbinsel Asiens, geomorphologisch ist es eng mit Afrika verbunden. Üblicherweise zieht man die Grenze nach Osten vom Südfuß des Uralgebirges entlang der Nordküste des Kaspischen

und der Ostküste des Asowschen Meeres bis zur Straße von Kertsch am Schwarzen Meer. Mit der Türkei und Russland ragen Staaten nach Europa hinein, deren Landmasse zum größeren Teil in Asien liegt.

Der Name Europa ist mythologischen Ursprungs. Nach der von Herodot überlieferten Sage wurde die phönikische Fürstentochter Europa von dem als Stier verkleideten Zeus aus ihrer Heimat nach Kreta entführt. Der Europa-Mythos, wahrscheinlich auf vorgriechische Zeit zurückgehend, gelangte durch Isidor von Sevilla in den Schulunterricht des Mittelalters. *Europa auf dem Stier* wurde seit der Renaissance ein beliebtes Thema der bildenden Kunst. Als abkürzendes Symbol für den zweitkleinsten Kontinent hat sich das Bild bis in die Gegenwart hinein erhalten.¹

Mit der Sage von Europa verbinden sich schon im Altertum geographische Vorstellungen.² Die Spaltung der Oikumene in die als Inseln vorgestellten Teile Asiens und Europas findet sich schon in der jonischen Kartographie des 6. Jahrhunderts vor Christus. In christlicher Zeit treten biblische Ideen der Völkerherkunft und Weltverteilung hinzu. Um 400 erscheint der Europabegriff als Bezeichnung der nördlichen römischen Reichsteile am Mittelmeer im Gegensatz zu Asien und Afrika. Im Frankenreich umschreibt er den von christlichen Völkern bewohnten, durch die örtlichen Heiligen kenntlich gemachten nordalpinen Raum. Die Jafet-Historie (Gen 9 und 10) wird seit dem 7. Jahrhundert auf Europa hin gedeutet: Ham erhielt von Noach Afrika, Sem Asien und Jafet Europa.

Für die Begegnung und Entfaltung von Menschen und Völkern bot Europa von Anfang an günstige äußere Bedingungen. Extreme Klimaunterschiede waren hier ebenso unbekannt wie ausgedehnte Wüsten, Steppen und Ödländer. Besonders im Süden, Norden und Westen war Europa reich gegliedert: Kaum ein anderer Teil der Erde besaß eine so lange Küstenstrecke und stand mit dem Meer in so enger

Verbindung. Erzeugnisse der verschiedensten Art aus unterschiedlichen geographisch-klimatischen Zonen verwiesen die Menschen auf Austausch, Handel, arbeitsteilige Kooperation. Die Bevölkerungsdichte war immer hoch. Eine Fülle von Völkern lebte in Europa auf engem Raum beieinander. Dies alles trug dazu bei, dass der europäische Kontinent in einem langsamen, Jahrhunderte dauernden Prozess zum Zentrum von Wissenschaft, Wirtschaft, Zivilisation wurde – zu jenem Teil der Erde, in dem sich „auf engstem Raum die höchste Kraft des Völkerlebens“ zusammendrängte (Wolfgang Schulz).

Diese Entwicklung war vorbereitet in den mittelmee-rischen Kulturen der Antike. Schon damals begannen sich – trotz engem räumlichem Zusammenhang – „Orient“ und „Okzident“ als etwas Verschiedenes zu empfinden. In den *Persern* des Aischylos werden die Griechen den Persern mit den Worten vorgestellt: „Keines Menschen Knechte sind sie, keinem Menschen untertan.“ Und bei Herodot erregt Solon das Erstaunen des Lyderkönigs Krösus, weil er den Nahen Osten „philosophierend“, also allein zum Zweck der Erkenntnis, bereist. Hier werden Grundzüge des europäischen Zugangs zur Welt sichtbar: politisch in der Freiheit gleichberechtigter Menschen (im Unterschied zu Herrschaft und Knechtschaft in orientalischen Reichen) und philosophisch im freien Erkunden und Wissenwollen (im Gegensatz zu östlicher Weisheit und Versenkung). Das reicht bis in unterschiedliche Körperhaltungen hinein: auf der einen Seite das forschende, erfahrende Unterwegssein, auf der anderen die Meditation und das regungslos gesammelte Sitzen (Karl Löwith). Daher gilt als europäisch eine Lebensordnung, die getragen wird von beweglichen, erfinderischen, anpassungsfähigen Menschen, die bestimmt ist von Entdeckungsfreude und rationalem Zugriff auf die Welt, der die Individualität mehr bedeutet als die Masse, die Freiheit mehr als die Macht.

In den äußeren Verhältnissen Europas, aber noch mehr in der inneren Haltung der Europäer liegt es begründet, dass sich Europa immer wieder gegen Versuche der Fremdbestimmung, der Unterwerfung durch äußere Mächte behauptet hat.³ Im Lauf der Jahrhunderte setzte es sich erfolgreich gegen zahlreiche Eroberer aus dem Osten und Südosten (Perser, Hunnen, Mongolen, Türken) zur Wehr. Aber auch Hegemoniebildungen im Inneren waren in Europa nie von Dauer: Das gilt sowohl für die Ansätze einer spanisch-deutschen Weltmacht im 16. Jahrhundert wie später für die Eroberungen Ludwigs XIV., der Französischen Revolution und Napoleons – von den tönernen Reichen Mussolinis, Hitlers, Stalins im 20. Jahrhundert nicht zu reden. Auch das Römische Reich und seine fränkischen und deutschen Fortsetzungen haben dauerhafte Traditionen nur begründet, soweit sie – über die bloße Machtausübung hinaus – Rechtsordnungen und Formen zivilisierten Lebens zu schaffen verstanden. Die europäische Staatenwelt war stets pluralistischer und vielgliedriger als die der byzantinischen, mongolischen, osmanischen und großrussischen Nachbarn. Neben Großreichen und Nationen haben im europäischen politischen Haushalt immer auch kleine Länder, Stadtstaaten, föderative Gebilde eine Rolle gespielt. Kleinräumigkeit ist ein typisches Merkmal europäischen Lebens. „Alles Kolossale und Uniforme ist eindeutig uneuropäisch, und das ist das Geheimnis aller Verfeinerung und aller Eigenart europäischer Zivilisation.“⁴

Die Entstehung des modernen Europa, „the Making of Europe“ (Christopher Dawson) beginnt mit dem Frankenreich. In den Gewichtsverlagerungen der Karolingerzeit, der „Achsendrehung der Weltgeschichte nach Norden“ (Henri Pirenne), grenzt sich das mittelalterliche Europa einerseits vom islamischen Südrand des Mittelmeers, andererseits vom byzantinisch beherrschten Ost- und Südosteuropa ab. Schon die Truppen, mit denen Karl Martell die

Araber besiegte, werden „Europäer“ genannt. Als Karls des Großen Feldzug in Italien die Historiker zu einer neuen Kennzeichnung seines Herrschaftsraumes zwingt, wird Europa zum Namen jenes Reiches, dessen Haupt der Kaiser – schon damals als „pater Europae“ bezeichnet – ist. Die umfassende fränkische Integration schließt das Zeitalter der Völkerwanderung ab. Das Frankenreich und seine ostfränkisch-deutschen Nachfolger treten die Nachfolge des Imperium Romanum an; sie verstehen sich zugleich als Vormacht des Christentums und als Hüter und Erneuerer antiker Bildung und Kultur.

Das werdende Europa wird getragen von Romanen, Germanen und Slawen. Aus dem allmählichen Zerfall der griechischen Oikumene gehen die slawischen Völker und Sprachen hervor. Aus den Resten des Römischen Reiches erwächst die Sprach- und Völkervielfalt der Romania. Die germanische Welt kommt als neues Ferment der Staatenbildung hinzu; sie schafft die Grundformen der gesellschaftlichen Struktur des Kontinents im Zeitraum von 800 bis 1800: die Adelherrschaft mit monarchischer Spitze, gestützt auf Grundbesitz und Beherrschung des Landes. Germanische Lebensformen und -gewohnheiten reichen tief in das staatliche und kirchliche Leben hinein (Fehden, Adelskriege, Eigenkirchenwesen, Laieninvestitur).

Erst allmählich bilden sich im Ringen um die rechte Ordnung in der christlichen Welt (Investiturstreit) freiere Formen der Autonomie von Kirche und politischer Welt heraus;⁵ dauerhafte Friedensordnungen entstehen, zunächst zeitlich begrenzt, in kleinen Kreisen; die Macht von Faust und Fehde wird begrenzt, die Ebenbürtigkeit der Monarchen und Staaten findet Anerkennung, es entwickeln sich Ansätze eines gemeinsamen Rechts (Verbot der Tötung Kriegsgefangener, beginnende territoriale Integrität der Staaten). Zu den Patronen Europas gehören Martin von Tours und Benedikt von Nursia, Columban von

Luxeuil und Winfrid Bonifatius – in der Zeit Johannes Pauls II. kommen die Slawenapostel Kyrillos und Methodios dazu.

Das europäische Staatensystem wird im Lauf der Neuzeit zum Zentrum der Weltpolitik. Neben den europäischen Mächten gelten nur die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan als Großmächte. Das ändert sich nach 1918. Mit dem revolutionären Russland und dem demokratisch-missionarischen Amerika (Thomas Woodrow Wilson: „to make the world safe for democracy“) traten die Erben Europas in die Weltgeschichte ein. Dann zerstören die Politik Hitlers und Stalins und der Zweite Weltkrieg das verhängnisvoll geschwächte Europa gänzlich. Es wird nach 1945 zum ersten Mal in seiner Geschichte geteilt und verliert für längere Zeit seine politische Handlungsfähigkeit. Im Ost-West-Konflikt geht die Grenze zwischen den Blöcken mitten durch Europa hindurch, während sich Asien und Afrika endgültig von der europäischen Vorherrschaft freimachen und die Kolonialreiche der Engländer, Franzosen, Holländer, Belgier und Portugiesen sich aufzulösen beginnen.

Freilich, nicht einmal diese lange Schwächeperiode hat die politisch-geistige Dynamik Europas brechen können. Im Westen kommen seit 1951 auf Initiative von Robert Schuman, Konrad Adenauer, Alcide De Gasperi Prozesse wirtschaftlicher und später politischer Zusammenarbeit in Gang: Montanunion, Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, EURATOM.⁶

1967 entsteht aus der Fusion der drei Gemeinschaften die „Europäische Gemeinschaft“ (EG), gefolgt von einer Teilexekutive (Ministerrat und Kommission), einem Europäischen Gerichtshof und einem – seit 1979 von den Völkern direkt gewählten – Parlament mit vorerst bruchstückhaften, jedoch allmählich wachsenden Zuständigkeiten. Ende 1992 ist der Europäische Binnenmarkt vollendet, in

den neunziger Jahren werden mit den Verträgen von Maastricht und Amsterdam die ersten verbindlichen Baupläne für ein „Europäisches Haus“ entwickelt. Die Europäische Gemeinschaft wird zur Europäischen Union (EU). Diese Entwicklung verbindet sich seit den achtziger Jahren mit den von Polen ausgehenden Freiheitsbewegungen in Mittel- und Osteuropa, die in den Jahren 1989–1991 zum Sturz der kommunistischen Herrschaft und zur Auflösung der Sowjetunion führten.⁷ Damit ist die durch die weltpolitischen Polarisierungen herbeigeführte Teilung Europas beendet, und es bietet sich auch für den Osten Europas die Chance einer übernationalen Zusammenarbeit und einer wirtschaftlichen und politischen Integration.

Freilich ist ein Zustand eigenständiger politischer Handlungsfähigkeit trotz vielversprechender Ansätze – WEU, KSZE und OSZE, Menschenrechtskonventionen usw. – bis zur Stunde weder in Westeuropa noch in Osteuropa erreicht. Die „Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik“ (GASP) und die „Schnelle Eingreiftruppe“ als ihr wichtigstes Instrument (ursprünglich geplant schon für 2003!) befinden sich noch in der Entwicklung, und die „Hohe Persönlichkeit“, die beides repräsentieren soll (Javier Solana) ist einstweilen noch ein König ohne Land. Bei der Entwicklung einer Europäischen Verfassung kommt es zu Rückschlägen: Weder der umfassende Entwurf einer EU-Verfassung noch der bescheidenere Lissaboner Vertrag – im Wesentlichen ein Organisationsstatut – konnten bisher in Kraft treten.

II. Gibt es eine europäische Kultur?

Soweit ein erster Blick auf Europa – seine Geographie und Geschichte und den gegenwärtigen Stand seiner Integration. Und nun die zweite Frage: Gibt es eine spezifische, eine identitätsstiftende Form europäischer Kultur?

Beginnen wir mit einer negativen Feststellung: Was Europas Identität verbürgt, ist nicht – zumindest gegenwärtig nicht – seine politische Struktur. Denn obwohl die Trennung in Ost und West der Vergangenheit angehört und die Europäische Union zumindest im Westen, Süden und Norden dauerhafte Formen der Zusammenarbeit entwickelt hat, verfügt Europa (noch) nicht über Instrumente, die ein gemeinsames politisches Handeln gewährleisten. Im „Europa der Vaterländer“ ist der zentrale Kern der Politik noch ohne feste, verbindliche Form. Schon eher zeigt sich ein Stück europäischer Identität im Prozess *wirtschaftlicher* Integration. Nicht zufällig ist das sichtbarste Zeichen der europäischen Einigung heute der EURO – und eben nicht die europäische Armee. Aber das wichtigste Element europäischer Identität ist doch die *Kultur*. Jean Monnet soll gesagt haben: Wenn er nochmals mit dem Werk der Einigung zu beginnen hätte, würde er mit der Kultur anfangen.

Doch was ist europäische Kultur? Sie ist nicht auf einen einfachen – und schon gar nicht auf einen einzigen – Nenner zu bringen. Ihr Kennzeichen ist Vielgestaltigkeit, nicht Uniformität. Es gibt in Europa nicht *eine* Sprache, *eine* Denk- und Lebensweise, *einen* kulturellen way of life. Es gibt viele. Man muss den Begriff „europäische Kultur“ differenzieren. Sehr vorläufig könnte man unterscheiden zwischen dem, was sich in Europa im Lauf von Jahrhunderten an Kultur herausgebildet und von da in die ganze Welt verbreitet hat (so dass es heute nichts mehr spezifisch Europäisches darstellt!), und dem, was sich in der Gegenwart *in und gegenüber der globalen Welt* als „europäische Kultur“ neu zu artikulieren beginnt. Im ersten Fall haben europäische Anstöße die Welt verändert, getrennte Kulturen verschmolzen und an die Stelle der Geschichten der kontinentalen Völker eine „Weltgeschichte Europas“ gesetzt. Im anderen Fall führt die weltweite Vernetzung von Politik, Wirtschaft, Kultur dazu, dass einige Elemente europäi-

scher Kultur, die nicht einfach in der Globalisierung aufgehen, nunmehr bewusster und deutlicher in ihrer Eigenart hervortreten.

Kein Zweifel: In Europa wurden wichtige Pilotprogramme für die moderne Welt entwickelt. Viele Rationalitätsstrukturen der globalen *One World* haben hier ihren Ursprung. Der beherrschende Zugriff des Menschen auf die Natur, der Schritt von der gärtnerisch-pflegenden Agrikultur zur „Kultur“ als einem Werk bewusster Veränderung und Neugestaltung, die Entwicklung von Fernhandel, Technik, serieller Produktion, die Entstehung einer Wissenschafts-, aber auch einer Gedächtniskultur – das alles ist europäisch. Weltweit messen und gliedern wir Zeit und Raum mit Maßen, die in Europa (z. T. aus älteren jüdischen und vorderasiatischen Quellen) entwickelt und eingeschliffen wurden: Tag, Stunde, Woche, Monat. Zeitrechnung und Zeitmessung sind gemeineuropäisch, die Raumgröße immerhin kontinentaleuropäisch (man denke an das Urmeter in Paris!). Das „Projekt Moderne“ könnte man in einer Kurzfassung so umschreiben: Herrschaft über Raum und Zeit; Zähmung der Natur; Entfaltung individueller Freiheit. Das Programm hat ein weltweites Echo gefunden; sein Siegeszug ist noch keineswegs am Ende.

Aber auch spezifische *politische* Strukturen sind aus dem europäischen Experiment hervorgegangen. Für die „rechte Ordnung“ in der Christenheit war Europa der erste Versuchs- und Erprobungsort.⁸ Die christliche Tradition gab nicht nur die Natur in die Hände des Menschen, sie befreite die Menschen auch vom Druck der antiken religiös-politischen Einheitskulturen. Der moderne Dualismus von Staat und Kirche (politischer Sphäre und Gewissenssphäre) trat ans Licht, übrigens lange vor der Aufklärung: bei Augustinus, in der mittelalterlichen Zweigewaltenlehre, im Investiturstreit, im Wormser Konkordat, dem ersten Vertrag zwischen Kirche und Staat in der Weltgeschichte

(1122). Staunend entdeckte man, dass die Christen in der einen Christenheit in zwei Rechtskreisen lebten, die einander gegenüberstanden, die miteinander paktieren, aber auch gegeneinander streiten konnten. Die Welt schwang nicht mehr um eine einzige Achse. Politik wurde aus einem übermächtigen, mit Religion eng verwobenen Schicksal zu einer menschlichen, immer neu zu lösenden Aufgabe: zu Menschenwerk.

In Europa entwickelte sich eine bis heute wirksame verbindliche Rechtskultur⁹ – beruhend auf christlichen Überlieferungen und auf der Formkraft des Römischen Rechts. Historisch trat sie vor allem als Gegengewicht zu staatlicher und nationaler Machtentfaltung, als Bändigung emotionaler Leidenschaften, als Beitrag zu friedlicher Verstetigung der Politik hervor. Die Macht von Faust und Fehde wurde begrenzt; es entstanden dauerhafte Friedensordnungen und Ansätze eines gemeinsamen Rechts der Völker (Verbot der Tötung von Kriegsgefangenen, Ebenbürtigkeit der Monarchen, später der Staaten, beginnende Integrität der politischen Einheiten usw.).

Trotz gemeinsamer Prägungen (Rittertum) und gemeinsamer Unternehmungen (Kreuzzüge) blieb das christlich gewordene Europa freilich in sich spannungsreich; es verfestigte sich weder zu einer Theokratie, noch erstarrte es in byzantinischen Formen des Cäsaropapismus. Aus dem mittelalterlichen Kampf der Universalgewalten ging kein neues „Drittes Rom“ hervor; vielmehr wurden die modernen Völker und Staaten zu Erben des römischen Universalismus. In der europäischen Staatengemeinschaft, die sich im späteren Mittelalter bildet, kann man bereits die Umrisse der modernen National- und Mehrvölkerstaaten erkennen.¹⁰ Die europäische Ausbreitung über die Welt wird von Nationen getragen und vorangetrieben (Portugiesen, Spaniern, Engländern, Holländern, Franzosen), wobei sich Motive der Mission, der Suche nach einem Reich im

Osten, der Entdeckungs- und Eroberungslust, der Gold- und Herrschgier überlagern.¹¹ So entstand ein durch Verkehr und Handel verbundener europäisch-atlantischer Raum: Der Atlantik wurde aus dem gefahrendrohenden Okeanos des Mittelalters zu einem vertrauten europäischen Binnenmeer.

Das neuere Europa ist von der christlichen Tradition geprägt, jedoch in Konfessionen gespalten; es bildet eine Zivilisationsgemeinschaft, die jedoch häufig durch Staatenrealitäten und -kriege erschüttert wird; es bildet ein zunehmend einheitliches („europazentrisches“) Geschichtsbild, ein „Recht der zivilisierten Staaten“ und eine gemeinsame europäische Rationalität und Technik aus – doch es weckt in den unterworfenen Völkern der Welt zugleich den Wunsch nach Befreiung und Selbstverfügung. Auf dem Weg der Kolonisierung, der Ausbreitung der europäischen Zivilisation, des diplomatischen Verkehrs, des internationalen Rechts entsteht im Lauf der neueren Jahrhunderte ein Weltstaatensystem, in dem die Dynamik Europas globale, den ganzen Erdkreis umspannende Formen annimmt. Während die älteren Reiche in historischen Sackgassen enden, beginnt mit der europäischen – und später internationalen – Staatengemeinschaft ein Prozess universeller Verflechtung der Völker und Nationen. Was wir heute Globalisierung nennen – die Entstehung eines Weltmarkts der Kommunikation, des Verkehrs, des Handels und der Kapitalströme –, ist nur der Endpunkt dieser Entwicklung.

Damit stellen sich freilich neue Fragen. Neue Probleme tauchen auf, die auf den Alten Kontinent zurückwirken. Beginnt nach der Expansion Europas in die Welt die „Selbsteuropäisierung der Europäer“? Wird die europäische Kultur – nachdem sie der Welt ihr Gesetz aufgezwungen hat – nun ihrerseits zum Gegenspieler einer globalisierten Welt?

III. Europas kulturelle und religiöse Traditionen – was ist noch lebendig?

Damit bin ich beim dritten Teil und bei der Frage, was von europäischer Kultur im heutigen Europa noch weiterlebt und was unwiderruflich vergangen ist. Versuchen wir Bilanz zu ziehen.

Die heutige Lage ist gekennzeichnet durch die Globalisierung und durch die von ihr ausgelöste Suche nach dem Platz Europas in der gegenwärtigen Welt. Globalisierung – das bedeutet, dass es „den Osten“, aber auch „den Westen“ im alten Sinne nicht mehr gibt. An die Stelle einer bipolaren ist eine multipolare Welt getreten. Neben der einzigen verbliebenen Weltmacht, den USA, treten andere Machtbildungen hervor: China, Japan, Indien, Russland, die arabische Welt – und zuletzt, mit zögernden ersten Schritten, Europa. Während in den USA die alte globale Dynamik noch keineswegs erschöpft ist – Symbol ist die von dort ausgehende Computerrevolution –, stößt sie in Europa zunehmend auf Widerstände und Bedenken. Die Liste der transatlantischen Reibungen und Konflikte ist lang: vom Kyoto-Protokoll bis zum Atomteststopp-Vertrag, vom Internationalen Strafgerichtshof bis zum Verbot von Biowaffen, von der Kontrolle von Kleinwaffen und Landminen bis zu unterschiedlichen Meinungen über Todesstrafe, Integration von Minderheiten, das staatliche Bildungssystem, der Sozialstaat. Zwar kann man nicht von einer ernstlichen und dauerhaften Entfremdung zwischen Europa und Amerika reden. Die Schnittmenge gemeinsamer Interessen ist nach wie vor groß und wird es bleiben. Aber unterschiedliche Akzente zeichnen sich doch deutlich ab: in den USA eine Kultur, die vor allem auf die eigene Kraft setzt und multilaterale Verträge oft ablehnt, wenn sie die nationale Selbstentfaltung begrenzen – in Europa eine Kultur, die stärker an Gemeinsamkeiten, solidarischen Verpflichtungen orientiert ist und Fortschritte

vor allem von internationalen Vereinbarungen, Hilfen, Ausgleichsmaßnahmen erwartet.

Im transatlantischen Dialog der Europäer und der Amerikaner treten heute jene Eigenarten europäischer Kultur hervor, die nicht – oder nur teilweise – ins Spiel der „Globalisierung“ eingegangen sind. Die heimischen Widerlager der europäischen Expansionsdynamik werden sichtbar: Kleinräumigkeit, zähes Festhalten an Traditionen, die Wertschätzung des Verschiedenen, die friedenschaffende Kraft von Rechts- und Sozialstaatlichkeit, die Bedeutung einer allen gemeinsamen (im Zweifel kostenlos zugänglichen) staatsbürgerlichen Grundbildung und anderes mehr. Europa hat die Dynamik des Marktes einer Ordnung unterworfen (durchaus im Sinn des Wettbewerbs, der ja u. U. einer rigiden Kartellgesetzgebung bedarf, um nicht den stärksten und schnellsten Händen zum Opfer zu fallen!). Die „Ordo-Liberalen“ der vierziger und fünfziger Jahre (Walter Eucken, Jean Monnet, Wilhelm Röpke, Alfred Müller-Armack) wollten ja keineswegs mit den (von ihnen so genannten) „Paläo-Liberalen“ des 19. Jahrhunderts verwechselt werden. Sozialpolitik war für sie ein unentbehrlicher Teil der Ökonomie. „Marktwirtschaft ohne Adjektive“ wäre von ihnen als Zynismus empfunden worden. „Jenseits von Angebot und Nachfrage“ (Röpke) – so hieß ein erfolgreiches Buch aus den Anfängen der „Sozialen Marktwirtschaft“. Von dem mit Elementen der „guten Ordnung“ gesättigten europäischen Begriff von Ökonomie und Politik hat man sagen können, er liege „jenseits des Dschungels des Marktes und diesseits des totalitären Zoos“ (Jorge Semprun).

Ist das alles Vergangenheit? Oder wird es in den nächsten Jahren erneut virulent werden? Wird die „andere Seite“ Europas Gewicht und internationale Ausstrahlung gewinnen? Das ist im Augenblick noch eine offene Frage. Nötig wäre es gewiss. Es käme darauf an, der sich herausbildenden Einen

Welt ein wenig Selbstreflexion, Selbstkritik, Selbstzweifel einzuflößen, dem einlinigen Fortschrittsparadigma ein Pro et Contra, ein Sic et Non gegenüberzustellen. Wie entwickelt man – jenseits der notwendigen Abwehr von Gewalt – einen Dialog zwischen Globalisierungsfreunden und Globalisierungsgegnern? Wie gleicht man nationale und internationale Ansprüche aus: „Effizienz der Produktion gegen sozialen Zusammenhalt, Wirtschaftswachstum gegen Umweltschutz, globalisierte Institutionen gegen lokale Kontrolle, nationale Souveränität gegen Völkerrecht“? ... „Hier haben die USA nichts Neues zu bieten – im Gegenteil, ihre eigentümlichen Traditionen hindern sie mehr und mehr daran, überhaupt noch Nützliches beizusteuern.“¹² Europa jedoch müsste in diesem Streit – der sich in den nächsten Jahren noch verschärfen dürfte! – seine Stimme erheben. Schließlich hat es in veränderten Lagen immer wieder neue, oft überraschende Lösungen gefunden. Europa war immer ein „lernender Kontinent“.¹³

Welchen Anteil haben christliche Ideen, christliche Kräfte an diesem Prozess der „Selbsteuropäisierung Europas“? Ist der christliche Einschlag im Gewebe des alten Kontinents noch spürbar, ist er im Verblässen, wird er wiederkommen? Was hat Religion mit der Suche nach einer europäischen Kultur zu tun?

Das Zusammengehörigkeitsgefühl der europäischen Völker gründet in Erfahrungen einer gemeinsamen Geschichte, einer gemeinsamen christlichen Erziehung. Klöster und Kathedralschulen schufen seit dem frühen Mittelalter eine ganz Europa formende Bildungstradition. *Schola* und *Clericus* wurden Grundworte für Schule und Gebildete in vielen europäischen Sprachen. Die Universität als Vereinigung aller Wissenschaften, als Hohe Schule für intellektuelle Berufe erwuchs in einem Europa, das vom Christentum geprägt war. Gebetsverbrüderungen, gemeinsame Feste, christlicher Kalender und christliche Zeitrech-

nung und nicht zuletzt die „leise integrierende“ Wirkung der römischen Liturgie (Gerd Tellenbach) – dies alles ließ einen europäischen Kulturraum entstehen, der geprägt wurde von der Botschaft des Christentums, der sich immer wieder herausfordern ließ von antiken Überlieferungen der Poesie und Philosophie und der auf der Grundlage des Lateinischen (im Osten des Griechischen und Kirchenslawischen) eine Fülle eigener nationaler Literaturen hervorbrachte.

Davon ist heute vieles verblasst, im Westen wie im Osten. Wir müssen nüchtern unterscheiden und fragen: Was kann noch auf allgemeine Anerkennung rechnen? Was kann wieder lebendig gemacht werden? Der Streit um den Namen Gottes (und das Wort religiös!) in der Europäischen Verfassung hat gezeigt, dass eine Übereinkunft über die religiöse Dimension im europäischen Menschenbild, in Verfassung und Erziehung Europas zumindest gegenwärtig kaum zu erreichen ist.¹⁴ Allenfalls wird man sich auf Minima eines europäischen Bildungsbegriffs einigen, auf die Bedeutung von Griechentum, Römertum, jüdisch-christlicher Tradition für das Werden Europas; auf die Rationalität des Humanismus und der Aufklärung; auf die auf Gleichberechtigung, Freiheit und Solidarität beruhende Demokratie; auf den Ausgleich zwischen reich und arm, Natur und Technik, Kapital und Arbeit. Wer konkreter werden will, ist auf nationale und regionale Artikulationsfelder verwiesen. In der Europäischen Union sind die christlichen Grundwerte der europäischen Tradition mehr implizit als explizit vorhanden – sie zu explizieren würde eher Streit hervorrufen und die vorhandenen Gemeinsamkeiten gefährden.

Freilich sind die christlichen Kirchen Europas gegenwärtig auch nicht in einem Zustand, der die politischen Instanzen zwänge, der Auseinandersetzung mit dem christlichen Erbe Priorität einzuräumen. Seit den Ereignissen von 1989/90 leben zwar alle christlichen Konfessionen im wie-

dervereinigten Europa unter den Bedingungen der Religionsfreiheit; die lange Kette der Religionsverfolgungen durch totalitäre Regime scheint beendet zu sein; die Kirchen müssen sich nicht mehr der Konkurrenz „politischer Religionen“ erwehren. Aber das „größere Europa“ hat für die Kirchen in Ost und West auch neue Herausforderungen gebracht: Sie müssen sich aufs Neue ihrer Identität versichern, auch im Verhältnis zu Nation und Staat; die ökumenische Zusammenarbeit muss auf neue Fundamente gestellt werden; und die Auseinandersetzung mit der säkularen Kultur und mit den Widersprüchen des Säkularismus hat sich an vielen Orten eher verschärft.¹⁵ Die christlichen Kirchen sind aufgefordert, stärker als bisher in europäischen Kategorien zu denken und im Dialog miteinander neue Konzepte der Mission, der Evangelisierung zu entwickeln, die der Gefahr des Glaubensschwundes entgegenwirken. Das ist schwierig und braucht viel Zeit.

Werfen wir an dieser Stelle einen Blick auf die einzelnen Kirchen. Zunächst auf die Orthodoxie. Der Wegfall der bevormundenden Staatsaufsicht hat die orthodoxen Kirchen Russlands, Serbiens, Rumäniens, Bulgariens ihrer grundlegenden Bestimmung zurückgegeben, aber auch manche Unsicherheiten hervorgerufen. Denn angesichts der noch wenig ausgeprägten panorthodoxen Gemeinsamkeiten ist die privilegierte Verbindung mit Volk und Nation in der Orthodoxie noch immer die Hauptklammer des Zusammenhalts; und die Konkurrenz anderer Religionen und Konfessionen auf dem gleichen (wie man neuerdings sagt: kanonischen) Territorium wird vielfach als unerlaubte „Christenmission“, als „Proselytenmacherei“ empfunden. Nicht selten begegnet westlichen Christen hier ein ausgeprägter, religiös motivierter Nationalismus, oft gepaart mit deutlicher Ablehnung westlicher Werte und Traditionen; auch hat die Selbständigkeit der Kirche gegenüber dem Staat geringeres Gewicht als im Westen; eher wirken

alte Modelle der „Symphonisierung“ von Staat und Kirche weiter.

Der Protestantismus hat durch die deutsche Wiedervereinigung seinen alten Schwerpunkt in den Ursprungsländern der Reformation zurückgewonnen. Er ist jedoch in Gesamteuropa in die Minderheit geraten.¹⁶ So hat er die alten Verbindungen mit den protestantischen Kirchen des Nordens und Westens, mit den USA und der Dritten Welt neu belebt. Zu seinem Profil gehört ebenso das besonders in Deutschland treu bewahrte Luther-Erbe wie die auf Calvin und auf angelsächsische Anstöße zurückgehenden Traditionen des Widerstands und der politischen Demokratie.

Auch im europäischen Katholizismus sind divergierende Kräfte wirksam: ein stärker volkskirchliches Element in Ländern wie Polen, Litauen, Kroatien, Slowenien, der Slowakei, Irland – in blasserer Form auch in Spanien und Italien; eine an Wissenschaft und Literatur orientierte Intellektualität wie in den französischen Eliten; die Erfahrungen langen Zusammenlebens mit dem Protestantismus in Deutschland, den Benelux-Staaten, Großbritannien; endlich die noch immer zu wenig ins allgemeine Bewusstsein gedrungene Eigenart der mit Rom Unierten in Ostpolen, der Westukraine und anderen Regionen Mitteleuropas, bei denen sich ostkirchliche Form und römisches Selbstverständnis verbinden.

Fazit: Eine einheitliche europäische Religion (und Religiosität) gibt es sowenig wie eine einheitliche europäische Kultur. Beides existiert nur im Fragment – in bruchstückhaften, zusammengesetzten Formen. Doch auch das Fragmentarische kann in einer multipolaren Welt Anziehungskraft und Bedeutung gewinnen. Voraussetzung ist freilich, dass alle Teile ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass sie unvollständig, ergänzungsbedürftig sind.

In diesem Sinn hätten West- und Osteuropa auch *kirchlich* voneinander zu lernen. Beide haben wichtige Botschaf-

ten zu vermitteln; beide sind aber auch ergänzungsbedürftig. Im Westen haben Protestanten wie Katholiken die pluralistischen Lektionen der Moderne gelernt. Im Osten steht dieser Lernprozess noch an: Die Orthodoxie muss erst jene „Außenwerke“ entwickeln und verstärken, in denen bis zur Stunde die Kraft westlicher Kirchlichkeit liegt: Diakonie, kirchliches Recht, Selbständigkeit gegenüber dem Staat, eigene Soziallehren, eine eigene gesellschaftliche Praxis.¹⁷ Umgekehrt müssen aber auch die westlichen Kirchen von den östlichen das lernen, was *ihnen* fehlt: das patristische und mystische Erbe, die unbedingte Präferenz von Gottesdienst und Liturgie – den glühenden Kern der Gottesliebe, ohne den alle „Außenwerke“ des Christentums, so effizient sie sein mögen, leer und äußerlich bleiben.

Innerhalb des sich wiedervereinigenden europäischen Kulturraums steht also auch eine neue Begegnung der christlichen Kirchen an. Hierzu müssen viele Widerstände weggeräumt, viele Fremdheitsgefühle und Abneigungen überwunden werden. Ein neugieriges Interesse am Anderen muss sich entwickeln – ein Gefühl dafür, dass Europa nicht nur verbunden ist durch die Kultur des Humanismus, der Aufklärung, der Menschenrechte, sondern auch durch das diese Bewegungen fundierende gemeinsame Erbe christlicher Erziehung.

Solche Neugier aufeinander ist die Voraussetzung dafür, dass Europa nach jahrzehntelanger Trennung endlich wieder „mit beiden Lungen atmen“ und seine „Muttersprache, das Christentum“, aufs Neue lernen kann (Johannes Paul II.).¹⁸ Der Weg dahin wird freilich nicht einfach, er wird lang und mühsam sein.

Anmerkungen

¹ Freilich ist „Europa auf dem Stier“ heute mehr in Leitartikeln, Kommentaren, Karikaturen präsent als in politischen Hoheitszeichen. Die politische Ikonographie des modernen Europa ist nicht durch den Stier, sondern durch die zwölf Sterne geprägt worden (die sich u. a. an das Bild des himmlischen Jerusalem in der Apokalypse des Johannes anlehnen; vgl. Günter BUCHSTAB: Der lange Weg zur Europaflagge. Im Bewusstsein gemeinsamen Europäertums. In: Die Politische Meinung 474 (2009) 5, S. 25–29.

² Jürgen FISCHER: *Oriens – Occidens – Europa*, Wiesbaden 1957.

³ Oskar HALECKI: *Europa. Grenzen und Gliederung seiner Geschichte*, Darmstadt 1957; Erich HASSINGER: *Das Werden des neuzeitlichen Europa 1300–1600*, Braunschweig 1959; Rémi BRAGUE: *Europe. La voie romaine*, Paris 1989; Norman DAVIES: *Europe. A History*, Oxford 1996.

⁴ HALECKI (wie Anm. 3), S. 6.

⁵ Richard William SOUTHERN: *Scholastic Humanism and the Unification of Europe*, vol. 1 (Foundations), Oxford 1995.

⁶ Jürgen SCHWARZ (Hrsg.): *Der Aufbau Europas. Pläne und Dokumente 1945–1980*, Berlin 1980; Fried ESTERBAUER: *Europäische Integration von den Anfängen zum Vertrag von Maastricht*, Wien 1994.

⁷ Timothy Garton ASH: *We the People: The Revolution of 1989 witnessed in Warsaw, Budapest, Berlin and Prague*, London 1990 (dt. Ein Jahrhundert wird abgewählt, München 1990); Hans MAIER: *Vor zwanzig Jahren: Europas Wiedervereinigung*. In: *Ost-West. Europäische Perspektiven* 10 (2009), S. 83–95.

⁸ Gerd TELLENBACH: *Libertas. Kirche und Weltordnung im Zeitalter des Investiturstreits* (1936), Neudruck Stuttgart 1996; Herbert Edward John COWDREY: *The Cluniacs and the Gregorian Reform*, Oxford 1970.

⁹ Peter HÄBERLE: *Europäische Rechtskultur*, Baden-Baden 1994; DERS.: *Europäische Verfassungslehre*, 5. akt. u. erw. Aufl., Baden-Baden 2008; Christian STARCK: *Verfassungen. Entstehung, Auslegung, Wirkungen und Sicherung*, Tübingen 2009.

¹⁰ Hagen SCHULZE: *Staat und Nation in der europäischen Geschichte*, München 1994.

¹¹ Eberhard SCHMITT: *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion I–VI* (V und VI gemeinsam mit Th. Beck), München 1986–1988; Wiesbaden 2003–2008.

¹² Tony JUDT: Scheidung auf westlich. Amerika und Europa werden einander fremd. In: Süddeutsche Zeitung, 27. August 2001.

¹³ BRAGUE (wie Anm. 3): Europe; DERS.: Die Geschichte der europäischen Kultur als Selbsteuropäisierung. In: Tumult. Schriften zur Verkehrswissenschaft (Wien), 22 (1996), S. 94–100.

¹⁴ In der deutschen Fassung von Abs. 2 der Präambel heißt es immerhin: „In dem Bewusstsein ihres geistig-religiösen und sittlichen Erbes ...“ (in anderen europäischen Sprachen ist nur vom „patrimoine spirituel et moral“ (franz.), von „spiritual and moral heritage“ (engl.), von „patrimonio espiritual y moral“ (span.) die Rede. Vgl. Peter J. TETTINGER: Die Charta der Grundrechte der Europäischen Union. In: Neue Juristische Wochenschrift, Heft 14 (2001), S. 1010–1015.

¹⁵ Karl LEHMANN: Christen im säkularisierten Europa. In: Marienbader Gespräche der Ackermann-Gemeinde 1999/2000, S. 142–151.

¹⁶ Rechnet man mit ca. 520 Millionen Menschen in Europa (diesseits des Urals), so sind rund die Hälfte davon (225 Millionen oder 49 %) römische oder griechische Katholiken, 99 Millionen (19 %) Orthodoxe; auf die Kirchen der Reformation entfallen 83 Millionen (16 %).

¹⁷ Immerhin zeichnen sich erste Anzeichen einer Veränderung ab. Ein Beispiel dafür sind die im August 2000 von der Bischofssynode der Russischen Orthodoxen Kirche verabschiedeten „Grundlagen der Soziallehre der Russischen Orthodoxen Kirche. Deutsche Übersetzung mit Einführung und Kommentar, hrsg. von Josef THEISING / Rudolf UERTZ, Sankt Augustin 2001. Dazu Rudolf UERTZ / Lars-Peter SCHMIDT (Hrsg.): Beginn einer neuen Ära? Die Sozialdoktrin der Russisch-Orthodoxen Kirche vom August 2000 im interkulturellen Dialog, Moskau (Konrad Adenauer-Stiftung), 2004. S. a. Konstantin KOSTJUK: Der Begriff des Politischen in der russisch-orthodoxen Tradition. Zum Verhältnis von Kirche, Staat und Gesellschaft in Russland, Paderborn 2005.

¹⁸ Diese berühmt gewordene Formel gebrauchte Johannes Paul II. bei seiner Ansprache zum Abschluss des Vorsynodalen Symposiums europäischer Wissenschaftler im Vatikan am 31. Oktober 1991 (L'Osservatore Romano, Deutsche Ausgabe 21 (1991), Nr. 46, 15. November 1991, Beilage XLIII).